

MANFRED BOMM

Glasklar

Ein Schwaben-Krimi



Original

GMEINER



1.

Der Schuss war tödlich. Ein panischer Schrei gellte durch die spärlich beleuchtete Lagerhalle, dann sackte der Körper in sich zusammen und ein Stück Metall schlug dumpf auf Beton. Als der Nachhall des Schusses in dem leeren Gebäude verklungen war, machte sich beklemmende Stille breit. Der Mann, der geschossen hatte, blieb regungslos hinter dem Betonpfeiler stehen und blickte zu der pechschwarzen Erhebung, die sich knapp zehn Schritte vor ihm auf dem Boden abzeichnete; nur schemenhaft vor dem nachtgrauen Hintergrund einer Betonwand erkennbar. Die Bedrohung, die sich gerade noch in voller Größe vor ihm aufbaute, hatte sich in ein erbärmliches Kleiderbündel verwandelt. Er spürte, wie sich Kälte und Angst seines Körpers bemächtigten und er zu zittern begann. Er hatte Mühe, seine Waffe in die Innentasche der Lederjacke zu stecken. Er tat dies wie in Trance, und sein Atem beschleunigte sich, sein Magen rebellierte. Die Stille, die ihn umgab, schien zu dröhnen. Doch es war nur sein pochendes Blut, das seine Ohren verrücktspielen ließ – und vermutlich der Schuss, der einen Teil seines Hörvermögens vorübergehend gestört hatte. Er versuchte, sich mit allen Sinnen auf verdächtige Geräusche zu konzentrieren. Auf Geräusche oder irgendwelche Bewegungen in diesem grauschwarzen Dunkel, das ihn umgab. Nur das schwache Streulicht zweier Straßenlampen, das durch ein Milchglasband unterhalb der Decke in das Innere dieser alten Lagerhalle drang, machte eine Orientierung möglich. Inzwischen hatten sich seine Augen daran gewöhnt, sodass er durchaus eine Bewegung hätte wahrnehmen können. Er blieb zwei, drei Minuten stehen und stellte beruhigt fest, dass da nichts Verdächtiges war und auch von draußen keine Motorengeräusche hereindrangten. Deshalb beschloss er, das Gebäude zu verlassen – und zwar durch jene Hintertür, die er aufgebrochen vorgefunden hatte. Vorsichts-

halber zog er seine Waffe wieder aus der Jacke, um sich dann langsam zu entfernen, noch immer darauf bedacht, die nachtschwarze Umgebung ringsherum im Auge zu behalten. Nach einigen Schritten, bei denen er spürte, wie weich seine Knie geworden waren, blieb er wieder stehen. Er lauschte erneut. Doch mehr als ein Dröhnen und Pfeifen, das der eigene Blutdruck und der Schuss in seinem Gehör verursacht hatten, konnte er nicht registrieren. Er strebte der offen stehenden Tür zu, deren Öffnung sich vor dem schwachen Umgebungslicht der freien Landschaft abzeichnete. Als er den Ausgang erreichte, um jetzt so schnell wie möglich die alte Halle in diesem abgelegenen Gewerbegebiet von Esslingen zu verlassen, wurde er in seiner Bewegung gestoppt. Festgehalten, als ob ihn jemand gepackt hätte. Augenblicklich überfielen ihn Todesangst, Panik, Entsetzen – denn irgendetwas zerrte an seinem Lederjackett. So heftig, dass er nicht mehr unterscheiden konnte, ob er es mit seinen ungestümen Bewegungen war, der dieses Zerren verursachte, oder ob da jemand nach ihm gefasst hatte. Er versuchte, sich zu befreien, und spürte, dass etwas an seiner Kleidung riss.

Die junge Frau atmete schwer. Sie war in dieser Juninacht mit letzter Kraft in ihre Wohnung geeilt, um ihre Freundin anzurufen. »Sie haben ihn erschossen!«, flüsterte sie, als habe sie Angst, jemand könnte sie belauschen. Doch die 26-jährige Frau war allein. Seit sie nach ihrem Studium nach Esslingen gezogen war, weil sie in einer kleinen Gemeinde der Umgebung einen Job gefunden hatte, lebte sie in einem Apartment in einem dieser anonymen Wohnblöcke. »Sie haben ihn erschossen«, wiederholte sie und kämpfte mit den Tränen. Sie hielt den beigefarbenen Wählscheibenapparat in der Hand und hatte sich auf das Bett gesetzt, obwohl ihre Jeans von den Ereignissen der vergangenen Stunden verschmutzt waren.

»Was sagst du da – erschossen?«, fragte eine ebenso entsetzte Frauenstimme zurück.

»Ja, erschossen.« Sie begann, hemmungslos zu schluchzen und legte ihre Brille auf ein Tischchen. »Abgeschlachtet, einfach ermordet.«

»Wo ist das passiert?«, fragte die Stimme sachlich zurück.

»Im Lagerhaus«, schluchzte die junge Frau und ließ sich vollends auf das zugedeckte Bett fallen. »Ohne Vorwarnung, einfach geschossen.«

»Und die anderen?«, kam es emotionslos zurück.

»Waren im Bunker«, versuchte die junge Frau sich zu fassen. Sie wusste, dass die andere solche Emotionsausbrüche nicht schätzte. Schon gar nicht in kritischen Momenten. »Flippi hat oben Geräusche gehört und ist rauf. Wir hatten doch keine Ahnung ...« Wieder wurde sie von einem Weinkrampf übermannt.

»Und dann?« Die Angerufene wurde ungeduldig. »Was ist dann passiert?«

»Ein Schuss ist gefallen.« Sie war nicht in der Lage, die Situation ausführlich zu schildern. Flippi war tot. Flippi, ihr Freund, mit dem sie im letzten halben Jahr durch dick und dünn gegangen war. Mit dem sie nächtelang über Gott und die Welt diskutiert hatte, vor allem aber über dieses kapitalistische System, das es zu bekämpfen galt. Daran hatten sie beide keinen Zweifel gehegt. Und sie waren bereit, den Kampf mit den Bonzen aufzunehmen, mit den Kapitalisten und den reaktionären Säcken. Dass es blutig werden würde, hatten sie in Kauf genommen. Und seit drei Wochen bereits war der »Point of no Return«, wie es einer von ihnen gerade heute Abend formuliert hatte, überschritten. Der Punkt ohne Wiederkehr. Ein Punkt, ab dem es kein Zurück mehr gab, weil dies den sicheren Tod bedeuten würde.

Wer mochte heute noch an jene Nacht im September denken? 31 Jahre war dies jetzt her, 31 Jahre. Eine weitere Generation war herangewachsen, die das nur noch aus Dokumentarfil-

men oder vom Hörensagen her kannte. 1977, in jener Zeit, die man heute den ›Deutschen Herbst‹ nennt. Jene, die heute 50 und älter waren, konnten sich hingegen noch lebhaft an diese Tage entsinnen, als Deutschland zu brennen schien: Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer entführt, drei Wochen später auch noch eine Lufthansa-Maschine, deren Pilot kaltblütig erschossen wurde. Und dann die Nacht zum 18. Oktober. Wenn Georg Sander, Journalist einer kleinen Tageszeitung, heute darauf angesprochen wurde, erwachten in ihm immer wieder aufs Neue die Erinnerungen an die dramatischen Geschehnisse. Er hatte damals in der Redaktion Spätdienst gehabt und noch eine Meldung für die erste Seite schreiben müssen, als die Lufthansa-Maschine auf dem Flughafen von Mogadischu gestürmt worden war und die Spezialeinheit des Bundesgrenzschutzes, die GSG 9, die Passagiere gerettet hatte.

Sander grübelte ab und zu, auch wenn keiner davon sprach. Meist kamen vergangene Zeiten in ihm hoch, wenn er Menschen traf, die – wie er – Zeitzeugen solcher Ereignisse waren. Dann konnte in seinem Kopf ein ganzer Film ablaufen – wie einer dieser Rückblicke, die immer zum Jahreswechsel gesendet werden.

Wenn sie an den Lagerfeuern sangen, diskutierten, den klaren Sternenhimmel über sich sahen, dann waren es solche Augenblicke, die ihn zurückversetzten und spüren ließen, wie die Zeit vergangen war.

Auch dieser Juniabend war so ein Moment. Wie ein unsichtbarer Schleier kroch der Rauch von Lagerfeuern durch die laue Sommernacht. Im rötlichen Schein der knisternden Flammen zeichneten sich die Silhouetten von Menschen ab, die auf diesen Höhenrücken gekommen waren, um im privaten Kreis die Sommersonnenwende zu feiern. Es war die kürzeste Nacht des Jahres, und weit im Westen verlor sich das Dunkel des sternklaren Himmels in einem

bläulichen Schimmer, während im Süden bereits der abnehmende Mond durch das dichte Blätterdach der Bäume schien und dunkle Schatten warf. Drüben vor dem Wasserberghaus, wie sich die Hütte des Schwäbischen Albvereins hier nannte, saßen die Menschen dicht gedrängt an Biertischen. Die ›Wilden Gesellen‹, eine stimmungswaltige Gesangsgruppe aus den nahen Ortschaften, schmetterten ein Wander- und Fahrtenlied nach dem anderen. »Es klippert und klappert der Nagelschuh, und ich schlag froh den Takt dazu«, schallte es jetzt über die Hangkante hinweg, von der aus der Blick tief hinab ins Voralbgebiet fiel, wo sich die Lichter von Ortschaften und Autos aneinanderreiheten. Der Hohenstaufen hob sich als markanter Kegel vom helleren Hintergrund ab, und am Himmel blinkten die grünen und roten Positionslichter eines auf Stuttgart zufliegenden Flugzeugs. Seine Landescheinwerfer pflügte sich durch die mondhelle Luft.

Wie viele Menschen in so einer ungewöhnlich lauen Mittsommernacht auf den Wasserberg strömten, vermochte niemand zu sagen. Fest stand nur, dass sie alle zu Fuß kommen mussten, denn der einzige Fahrweg, den es gab, war dem Wirt des Albvereinshauses vorbehalten. Wege hier herauf gab es viele: steile und bequeme, über Treppenstufen oder schmale Pfade.

Inzwischen war es weit nach Mitternacht, und an den rauchenden und Funken sprühenden Feuerstellen, wo die Menschen auf Steinen oder Baumstämmen dicht beieinandersaßen, erklangen Gitarren und Lieder, die von Sehnsüchten, Liebe und verlorenem Glück erzählten. Je weiter die Zeit fortschritt und je mehr Alkohol im Spiel war, desto lauter wurden die Stimmen in den Lichtungen und drüben am Haus. Einzelne Personen machten sich auf den Heimweg, pinkelten noch schnell irgendwo ins nachtschwarze Gebüsch und suchten sich im Mondlicht den Pfad hinab ins Tal.

»Wir bleiben, bis die Sonne aufgeht«, erhob sich im Kreise